

SWR2 Forum Buch

Neue Prosa aus österreichischen Verlagen

Sendung: Sonntag, 02. Oktober 2016

Redaktion: Carsten Otte

Produktion: SWR 2016

Mano Bouzamour: Samir, genannt Sam

Residenz Verlag, Roman, 296 Seiten, 22 Euro

Rezension von Maja Fiedler

Fiston Mwanza Mujila: Tram 83

Zsolnay Verlag, Roman, 205 Seiten, 20 Euro

Gespräch mit Eberhard Falcke

Eva Schmidt: Ein langes Jahr

Jung und Jung, Roman, 212 Seiten, 20 Euro

Rezension von Pascal Fischer

Georg Elterlein: Sprache der Krähen

Picus Verlag, Roman, 246 Seiten, 22 Euro

Gespräch mit Birgit Koß

Lydia Mischkulnig: Die Paradiesmaschine

Haymon Verlag, Erzählungen, 200 Seiten, 19,90 Euro

Rezension von Stefanie Laaser

Gerhard Stremlinger: Die Fremde

Braumüller Verlag, Roman, 240 Seiten, 22,00 Euro

Rezension von Andreas Puff-Trojan

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mano Bouzamour: Samir, genannt Sam
Rezension von Maja Fiedler

„Schreiben ist musizieren“ — mit diesen Worten schließt der erst 26-jährige Mano Bouzamour seinen Debütroman „Samir, genannt Sam“. Und tatsächlich: Die Töne, die seine Worte anschlagen, sind voll spannender Kontraste, reichen von klassisch-elegant bis zu aggressivem Gangster-Rap. Im Mittelpunkt steht der junge, Samir Zafar, genannt Sam: braune Augen, hohe Wangenknochen, schwarzes, an den Seiten abrasiertes Haar:

Es gibt Tausende von Dingen, die mich unsicher machen: ob ich das Abi schaffe, mein taubes Ohr, was ich später einmal werden will, und die Frage, ob ich es den Mädchen gut besorgen kann. Aber an meinem Äußeren habe ich wenig auszusetzen. Außer, dass ich riesige Ohrläppchen habe, ein Geschenk meines Vaters. (S. 63)

Als Sohn marokkanischer Einwanderer wächst der clevere Sam in einem Multi-Kulti-Viertel Amsterdams auf. Die Melodien der Straße pochen in seinem Blut. Gleichzeitig ist er ein As in Geschichte: Anne Franks Tagebuch hat er mindestens 30 Mal gelesen. In seinem Elternhaus prangt zwischen kobaltblauen Vorhängen, Sofas und Kissen ein riesengroßes Bild mit einem aufgeschlagenen vergoldeten Koran an der Wand.

Maßlos übertrieben, wenn ihr mich fragt. (S. 47)

Die Eltern haben beide nie eine Schule besucht. Zuhause wird Arabisch gesprochen. Sie hatten einfach nicht geglaubt, für immer in Amsterdam zu bleiben.

Ein schlappes Argument, wenn ihr mich fragt. (S.55)

Sam ist unangepasst: Er glaubt nicht an Gott, spielt Klavier, wenn er sich auf seine Vespa auf den Weg zur Schule schwingt, hört er Schubert. Anders sein zu können, ermöglicht ihm sein großer Bruder: Flügel und Vespa hat er für Sam in einem Online-Preisausschreiben gewonnen — oder war's beim Schießen auf dem Jahrmarkt? Wie auch immer, Sams großer Bruder und dessen bester Kumpel Soussi hatten Sam unter ihre Fittiche genommen und sorgten dafür, dass es ihrem „kleinen Tiger“ an nichts fehlte. Auch wenn dafür krumme Dinger gedreht werden mussten. Doch dann geht ein krummes Ding übel aus.

Das Vakuum zerbrach in dem Moment, als die erste Hülse klimpernd, als würde jemand eine Geige zupfen, auf dem Bürgersteig landete. Mein Bruder wechselte die Waffe.

Sams Bruder und Soussi werden verhaftet: sechs Jahre Gefängnis. Nun beginnt Sams Leben an einem Elite-Gymnasium — allein. Inmitten der Blondschöpfe ist er ganz auf sich. Aber er muss es packen, das hat er seinem großen Bruder versprochen. So laut und aggressiv der Roman begonnen hat, so scheinbar weichgespült geht er nun weiter. Sams Probleme sind auf einmal ganz andere. Statt dem Leben auf der Straße mit der Faust den Kampf anzusagen, muss Sam nun mit

Worten gegen sein Außenseiterdasein, um die erste Liebe und den Respekt der erwachsenen, elitären Welt — ohne Migrationshintergrund — ringen. Auch wenn die Handlung dabei an Fahrt verliert, ist es doch ein riesengroßer Spaß, Sams rotziger Schlagfertigkeit beizuwohnen. Als seine Mitschüler beispielsweise nicht wissen, was der Koran ist:

Mit dem Ernst eines Religionslehrers erklärte ich: »Der Koran ist die Bibel der Muslime.« Und mit einem Blick auf Max fuhr ich feurig fort: »Und ich an deiner Stelle würde mal die nächsten zwei Jahre das Abendessen auslassen, fieser Fettsack, kannst du überhaupt noch bis zu deinem Pimmel runterschauen? Wetten nicht? Wann hast du den Wurm zum letzten Mal gesehen? Sag schon. Oder hast du deine Zunge verschluckt vor Hunger? Führ dich nicht auf wie ein Schwein, ist das klar? Ein bisschen Respekt! Ich bin nämlich ein bisschen Muslim. Und wir haben es nicht so mit Schweinen.«

Bouzamour schreibt roh. Aber, wenn man denn will, hört man das seine Worte ständig begleitende Schmunzeln heraus. Er beobachtet genau — lässt seinen Sam, dessen Herz für Amsterdam wie für Marokko schlägt, mit Vorurteilen gegenüber Migranten spielen: Er jongliert mit ihnen, fängt sie auf und schießt sofort zurück: Was er von den marrokanischen Rowdys hält? Da kann er nur in Gebärdensprache antworten: Mit dem Mittelfinger. Allah? Hat garantiert mit dem arabischen Frühling gerade alle Hände voll zu tun!
Seine Schlagfertigkeit beeindruckt auch das schönste Geschöpf der Erde:

Sie hatte langes, lockiges braunes Haar mit einem weißen Lacoste-Haarband. Sie trug weiße Sportklamotten, ein Top und Shorts, ebenfalls von Lacoste, so- dass die böse Außenwelt ihre begehrenswerten Beine und ihren Bauch bewundern konnte. Sacht atmend streckte sie sich mit der Anmut einer Königin aus. Selbst die sture Stimme des Sportlehrers wurde weicher, wenn er ihr Anweisungen gab. Ihre Anwesenheit übte dieselbe lindernde Wirkung aus wie eine Halstablette.

Evelien heißt die Schönheit. Durch sie bekommt Sam Zutritt zu einer ganz anderen Welt. Doch er bewegt sich unangenehm angepasst in dieser elitären Welt. Vergisst, dass er nur durch glückliche Umstände Zutritt bekommen hat, lässt sich vom Luxus verführen: Wenn er von der Mutter seines besten Freundes mit zur Kosmetik genommen wird oder mit auf dessen Segelboot umherschippert, wartet man nur auf den nächsten Knall. Der kommt. Und was dann passiert, will so gar nicht in das moralisch-überkorrekte Bild des jungen Samir passen. Die Dynamik der Handlung? Um Bouzamours „schreiben ist musizieren“ wieder aufzugreifen: Ein klares „decrecendo“. Der Beginn ist ungeheuer laut und impulsiv, ein durchschlagendes Forte, wechselt dann ins Piano und plätschert mit einem kurzen Aufbäumen am Ende genüsslich aus.
Manou Bouzamours Sam hat das Glück, sowohl in der brutalen Welt des Multi-Kulti-Viertels zurecht zu kommen, als auch am Elite-Gymnasium mit all seinen Elite-Schülern und Elite-Eltern. Sein Leben in der elitären Parallelwelt spielt er so locker herunter, dass man ihm manchmal wünscht, mehr auf die Nase zu fallen. Doch mit seinem charmanten Witz und den melodisch-frechen Worten wickelt er auch den Leser um den Finger.

Eva Schmidt: Ein langes Jahr **Rezension von Pascal Fischer**

In dieses Buch kommt man erst langsam hinein. Zwar bietet es kurze Episoden in der Länge eines zeitgemäßen Blogposts. Aber Eva Schmidt zoomt nur langsam heran, beginnt mit einem Panoramabild am See, und wird dann präzise Sittenbilder aus einer Siedlung und den angrenzenden Häusern der Reichen malen. Damit allerdings gibt es keine Hauptfigur, eher einen seriellen Reigen von Schlaglichtern. Nur nach und nach begreift man, wie die Jugendlichen, Senioren, Hausbesitzer, geschiedenen Frauen zusammenhängen.

Vor allem beobachten sie sich alle gegenseitig. Ein Türsteher glotzt vom Balkon herunter auf eine Frau, die er ja doch nicht haben kann – und merkt, dass er von oben von einer weiteren Frau beobachtet wird; nicht wissend, dass die Beobachtete ihn heimlich aus einem ihrer Fenster ebenfalls ins Visier nehmen kann. Ein verwirrendes Geflecht von Blickrichtungen entsteht, ähnlich einem Bild einer Künstlerin aus dem Viertel, das der Junge Ben so beschreibt, Zitat:

„Auf den Zeichnungen waren viele Striche. Wenn er ganz nah heranging, sah er ein Wirrwarr aus Strichen, aber sobald er sich ein wenig entfernte, sah er Gesichter und Figuren.“

Es ist Eva Schmidts ästhetisches Prinzip, dieses Gefühl leichter Ferne auf jeder Ebene durchzuhalten. Egal, ob die auktoriale Erzählerin oder manchmal die Ichperspektive: Ein Kind wird überfahren – wir erfahren davon durch die Schreie der Mutter, die durch den Block hallen. Eine Frau steckt sich mit einer Geschlechtskrankheit an – der Text handelt es sachlich in wenigen Zeilen ab. Das transportiert treffend die Anonymität der Siedlung und die Selbstentfremdung der Bewohner.

„Sehnsüchtig sein heißt nicht wissen, wohin man möchte“ heißt es im vorangestellten Zitat von Robert Walser. Doch die Sehnsucht hier ist nicht rosa, sondern grau und vergeblich. Eva Schmidts Kunst ist es, nüchtern in kurzen Sätzen Alltägliches zu beschreiben und zwischen den Zeilen die dumpfen Löcher in den Herzen fühlbar zu machen. Schon ihre ersten Erzählungen trugen Titel nach Gemälden von Edward Hopper. Und diese lakonische Leere durchweht auch hier alle Seelen.

Viele Beschädigte ziehen an uns vorbei: Der reiche Richard Kleber, dessen Ehefrau, eine Alkoholikerin, ausgezogen ist, woraufhin der Sohn aus Sehnsucht nach der Mutter Frauenkleider anzieht; der Junge Benjamin, der sich in Ayse verliebt, worüber seine Mutter die Nase rümpft. Grotesk viel Verschwinden, Abschiednehmen und Sterben ereignet sich hier: Nacheinander landen Senioren im Pflegeheim, die kranke Künstlerin Karin erhängt sich, und man murmelt sich Gerüchte über ein Ehepaar zu, das spurlos verschwunden ist. Immer bleiben Wunden, Fragen und Vermutungen.

Neue Beziehungen zwischen den Figuren verunglücken meist oder wirken auf schnöde Weise notwendig. Der reiche Richard und die armselig gekleidete Cora passen kaum zueinander, weil

Cora im teuren Restaurant die Blicke der Kundschaft auf sich zieht. Später kommt sie mit dem Türsteher zusammen, nur weil er ihr einen Job verschafft. Es ist das Unheimliche, dass Eva Schmidt gar nicht viel explizite Figurenpsychologie einsetzen muss, um wirkungsvoll zu zeigen: Wir sind banale Muster, Täuschungen, Selbsttäuschungen. Wir glauben, wie der junge Erwachsene Tom, Geschäftspartnern, die uns betrügen. Wir ahnen, dass der geliebte Hund aus unserer Kindheit damals nicht einfach gestorben ist, sondern vom bestellten Jäger erschossen wurde.

Überhaupt die Hunde! Sie reisen aus erträumten, fernen Ländern an, sie sind dringend benötigte Freunde, etwa für den jungen Ben, Projektionsfiguren für ein niveauvolleres Leben, etwa für den Senior Herr Agostini, der seinen Hund Hem nennt – nach Hemingway. Allesamt Sehnsuchtssymbole, Vermittler direkter Gefühle, bringen sie arme und reiche, junge und alte zusammen, denen die eigenen Gefühle schon verstellt sind. Nur, um dann, ganz wie die Menschen, zu verschwinden, erschossen zu werden, kremiert zu werden. Die Hundeliebhaberin Eva Schmidt verweigert hier jede Sentimentalität.

Zugegeben, eine Prügelei, ein wenig Koks und Crystal Meth gibt es, aber meistens deutet Eva Schmidt Exzesse nur an, wie bei einem Waffennarren, der das Zielen nur im stillen Kämmerlein übt. Diese Autorin hat sich schon seit ihrem Debut dem allzu marktschreierischen Zeitgeist verwehrt. Wenn das Internet hier vorkommt, dann als Livecam von einer Insel, auf der ein alter Freund durchs Netz kurz zuwinkt – und eben nicht als Porno-Liveschalte oder kriminelles Darknet.

„Ja, so ist das Leben!“ denkt man ständig. Durchlitten hat man diese Dramen aber irgendwie nicht, es fühlt sich eher an, als rekapituliere man sie resignativ selbst, wie halb verdrängte, schmerzvolle Episoden. Ein Wimmelbild des Seins, mit deprimierend angezogener Handbremse. Ambitioniert pointiert ist diese Gesellschaftsschau, verbleibt aber manchmal zu sehr in der Totale.

Lydia Mischkulnig: Die Paradiesmaschine Rezension von Stefanie Laaser

Eine Frau wird im Wald von einem fremden Paar nach dem Weg gefragt und hat plötzlich den Eindruck, die beiden schwebten knapp über dem Erdboden. Eine andere meint, auf einem Fest eine rassistische Bemerkung vernommen zu haben, die aber niemand sonst gehört zu haben scheint. Eine dritte Frau beobachtet eine Heuschrecke und entdeckt an dem Tier erschreckend menschliche Züge. Fast alle Geschichten, die Lydia Mischkulnig in ihrem neuen Buch „Die Paradiesmaschine“ versammelt hat, sind aus der Perspektive einer Frau erzählt. Ein zentrales Thema ist dabei die menschliche Wahrnehmung, der nicht über den Weg zu trauen ist. In der nur zwei Seiten umfassenden Erzählung „Gemeinplatz“ konkretisiert Mischkulnig ihre Überlegungen dazu am Beispiel einer Schneeflocke, die sie betrachtet:

Zitat 1

Ich möchte sie malen, aber mein Gehirn gibt den Händen die falsche Bewegung, übersetzt, was ich sehe, nicht in die Hand, sondern in den Mund. Mir kommt sogar vor, dass das Gehirn sich gar nicht das Bild ansieht, das mein Auge gemacht hat – mein Auge ist nur als Nachschauorgan verwendbar, die vorgefertigten Urteile bestätigend, die mein Mund aussagen soll. Anders ausgedrückt sagt mein Blick: Her mit den Indizien. Was ich sehe, bevor ich es sehe, will ich mal sehen – nicht dauernd die Erhärtung meines Verdachts auf der Zunge zergehen lassen, das ist paradox.

Das Misstrauen gegenüber der eigenen Wahrnehmung führt dann mitunter zu unterschwellig beängstigenden Szenen, die entfernt an Kafka erinnern – vor allem in der Eröffnungsgeschichte „Kloster Neu Burg“:

Zitat 2

Die Frau bewegte den Blick auf mich zu und fixierte mich. Sie hatte klare Augen, eine scharf umrandete Iris gegen das Weiß. Vielleicht war sie keine Frau, dachte ich plötzlich, vielleicht war sie ein Ingenieur, der mich mit einem Instrument vermaß.

Gerade in der ersten Erzählung zeigt sich, mit welcher Präzision Lydia Mischkulnig sprachliche Mittel einsetzt: Hier und da eingestreute altertümliche Ausdrücke wie „sich bewehren“ statt „sich wehren“ heben die Erzählung von einem im Grunde banalen Ausgangspunkt subtil auf eine mythische Ebene. Das Paar, das im Wald nach dem richtigen Weg fragt, trägt zwar Turnschuhe und Wanderrucksäcke, nach und nach umhüllt die Autorin die beiden aber mit einer biblischen Aura:

Zitat 3

Ich sah dem Paar nach und als er am Waldrand seine Hand nach den Büschen streckte, reiften die Himbeeren im selben Augenblicke, dass mir der Mund offen blieb.

Der biblische Hintergrund der Erzählung bestätigt sich am Ende, wenn ein verdorrter Feigenbaum plötzlich wieder süße Früchte trägt, in Umkehrung des Gleichnisses vom verfluchten Feigenbaum im Markusevangelium. Auf dem Weg dorthin treibt die Autorin ein kunstvoll ineinander verschlungenes Sprach- und Perspektivenspiel, fängt etwa einen Satz mit der einen Bedeutung eines Wortes an und lässt ihn mit der anderen enden. Oder sie wendet unvermittelt den Blick von innen nach außen:

Zitat 4

Die Worte separierten sich in meinem Ohr zu aufeinanderprallenden Sinneinheiten, überschwemmten die Knöchelchen mit Knistern, zerbröselten die Hügel, ... das Gras. Ich beschrieb die Geröllhalde, über die der sichere Weg führte...

Bildstark, irritierend, gnadenlos präzise und von einer kühl-analytischen Schönheit: Die charakteristischen Eigenschaften von Lydia Mischkulnigs Sprache zeigen sich eindrucksvoll in dieser ersten Erzählung des Bandes, ebenso wie ihre Technik, scheinbar Zusammenhangloses in kurzen, schnell auf den Punkt kommenden Sätzen aneinanderzureihen. Typisch für den Ton ihrer Geschichten sind auch kurze Einschübe mit anprangerndem Gestus, die allerdings eher unmotiviert wirken. Ein Hauch Globalisierungskritik hier:

Zitat 5

Die Frau trug Turnschuhe. Praktisch alles an ihr war Importware.

Ein bisschen Christentum-Bashing dort:

Zitat 6

Nonnen..., diese Religionsbräute par excellence. Sie gehören auch einem Harem an.

Feststellungen dieser Art wirken seltsam platt, als sei die Haltung, die mit ihnen übermittelt wird, ohnehin gesellschaftlicher Konsens – ein tieferer Sinn ihres Auftauchens erschließt sich hier nicht. In der Erzählung „Kuss“ hingegen zeigt die Autorin überzeugend, wie zuweilen Denk- und Verhaltensmuster aus der Nazizeit bis heute fortwirken: Die Besitzer eines im Dritten Reich „arisierten“ Landguts laden zu einem Fest und hören weg, als die ebenfalls eingeladene dunkelhäutige Ich-Erzählerin von der Großmutter der Familie ausgegrenzt wird. Zu Beginn legt Mischkulnig einige falsche Fährten für den Leser. So glaubt man zunächst, der Grund dafür, dass die Protagonistin offensichtlich stark auf ihre Außenwirkung bedacht ist, liege in ihrer Vaterlosigkeit – und überliest ihre bereits in einem Nebensatz verborgenen „haitianischen Wurzeln“. Erst, als die Ich-Erzählerin die böartige Bemerkung der Alten gehört zu haben meint:

Zitat 7

Eine Negerin schläft nicht unter meinem Dach.

- kommt in einem einzigen Satz die psychologische Prägung eines ganzen Lebens zum Ausdruck:

Zitat 8

Ja, ich bin schwarz, aber auch ich kann erblassen.

Die Protagonistin kapituliert vor dem „weißen Satz“ der alten Dame, der nun in der Luft hängt und die Atmosphäre vergiftet, ohne direkte Reaktionen bei den Gästen zu bewirken, und sie verlässt das Fest. Auch eine der schönsten und bösesten Metaphern des Buches findet sich in dieser Erzählung, sie beschreibt die nur oberflächlich freundliche Mutter einer Freundin, eine „pagenköpfige Pensionistin“:

Zitat 9

Sie hat die Geduld einer fleischfressenden Pflanze, um Beute zu machen, man verirrt sich zu ihr und bleibt kleben und wird verdaut.

Ansonsten begegnen dem Leser in Mischkuhnigs Erzählband „Die Paradiesmaschine“ häufig schriftstellernde Frauen mittleren Alters, die eine prekäre Existenz führen und einen Lebensstil pflegen, der nicht zu ihren Einkünften passt. Man schaut in die Abgründe einer Ein-Kind-Familie, die an ihren zu hoch gesteckten Erziehungsidealen zu scheitern droht, studiert die Wechselwirkung von Pornografie und Ökonomie in einem Kosmetiksalon, streift mit einer Reisereporterin durch ein von der Moderne abgehängtes Venedig, trifft in einer fein sarkastischen Erzählung den Fotografen Helmut Newton, der einem zerstrittenen Ehepaar unwissentlich Versöhnung und eine lukrative Altersvorsorge beschert, bekommt eine bitterböse Satire über den Tod eines Ministerpräsidenten zu lesen und schließlich eine „Undine“-Geschichte, die - ganz anders als die berühmte Erzählung „Undine geht“ von Ingeborg Bachmann - das Geschlechterverhältnis ins Absurde treibt. Nicht alle Erzählungen in Lydia Mischkuhnigs neuem Buch sind so originell, so wortmächtig wie die erste. Eine klare Stärke dieser Autorin blitzt aber immer wieder hervor: psychologische Befindlichkeiten und Beziehungen in so ungewöhnliche, starke und exakt treffende Bilder zu verpacken, dass sie gute Chancen haben, nach der Lektüre in die eigene Wahrnehmung von der Welt einzugehen.

Gerhard Streminger: Die Fremde
Rezension von Andreas Puff-Trojan

Sprecher:

Ohne Zweifel wird der Roman „Die Fremde“ von einer Grundidee getragen, die sowohl in der Literatur als auch in der Ästhetik von Bedeutung ist: der „locus amoenus“. Das meint einen Ort ideeller Natur; Naturschönheit, die durch keinen menschlichen Eingriff getrübt ist. In Gerhard Stremingers Roman wird dieser „locus amoenus“ mit der Zeit zum „locus terribilis“, also zu einem Ort des Schreckens. Und er wird es deswegen, weil der Mensch in seinem Drang nach technischer Optimierung vor der Zerstörung der Natur und naturgemäßer Lebensform nicht zurückschreckt.

Zitat-Sprecher / Streminger: „Die Fremde“, S. 13:

Ich hoffe, dass es mir gelingen wird, liebe Enya, dir jene Nähe zu vermitteln, die zwischen uns Menschen und zwischen uns und der Natur bestanden hatte. Vor dem Hintergrund dieser Vertrautheit erlebten wir das, was dann auf uns einbrach, als schreckliche Katastrophe. Doch zunächst zur Idylle davor.

Sprecher:

Gerhard Stremingers Prosaarbeit ist ein Briefroman: Emily Macleoad erzählt ihrer Enkelin Enya in zehn Briefen die Geschichte der Familie. Als Enyas Großmutter noch ein Kind war, lebte sie in den schottischen Highlands. Innerhalb eines großen Talkessels gab es die Dorfgemeinschaft mit rund 500 Menschen. Der Fluss bahnte sich hier seinen Weg durch steileres Gelände direkt in das Tal, wo sich eine bereits industrialisierte Siedlung befand, „Neustadt“ genannt. Emily lebt in einer Idylle in zweifacher Weise: Einerseits ist sie Teil der Natur. Zwar nutzen die Bauern die Landschaft als Acker- und Weideland, doch was sie nicht zum Leben brauchen, bleibt unberührt. Zum anderen erfährt sich die kleine Emily als Teil der Gemeinschaft. Das meint im engeren Sinn ihre eigene Familie und das Bewusstsein, zum Clan der „Macleoads“ zu gehören, zudem sind Erwachsene wie Kinder aktive Mitglieder der Dorfgemeinschaft. Jeder hilft jedem, niemand schließt sich aus oder wird ausgeschlossen.

Zitat-Sprecher / Streminger: „Die Fremde“, S. 43:

Erst spät wurde mir klar, wie privilegiert meine Jugend gewesen war: fast nur zugängliche Menschen um mich und ein Dorfleben, das sich weitgehend in Einklang mit der Natur abspielte, in Harmonie mit dem Licht der Sonne oder den Jahreszeiten.

Sprecher:

Oder anders gesagt:

Zitat-Sprecher / Streminger: „Die Fremde“, S. 68:

In meinem kleinen magischen Zirkel gab es keinen Tag, an dem dasselbe geschehen wäre wie am vorangegangenen; und alles schien mit allem zusammenzuhängen zu können: das Krächzen der Krähen etwa mit dem noch unsichtbaren Herannahen eines fürchterlichen

Gewitters oder der sonderbare Stirne runzelnde Felsen, der immer ausatmete, sobald ich um die Ecke bog.

Sprecher:

Die kleine Emily Macleod lebt mit ihren Eltern, ihren Geschwistern und den Dorfbewohnern in einer Idylle. Zwar wird körperlich hart gearbeitet, doch die Natur ernährt den Menschen. Die Natur bietet Geborgenheit und zeigt sich in ihrer Schönheit. Emilys Umwelt ist daher ein locus amoenus. Doch die Zeit bleibt nicht stehen, sie wandelt sich und verwandelt das sie Umgebende. Da die große Ansiedlung unterhalb des Dorfes – „Neustadt“ genannt – mehr und mehr Strom benötigt, wird ein großer Staudamm geplant. Um das Geplante zu realisieren, muss Emilys Dorf geflutet werden. Die Schilderungen der Überflutung des Dorfes und die Verzweiflung seiner Bewohner gehören sicher zum Ergreifendsten von Stremingers Roman.

Zitat-Sprecher / Streminger: „Die Fremde“, S. 93:

Immer noch sehe ich das allgemeine Herumgehetze und die weinenden Kinder, unkontrolliert in ihren Emotionen; noch immer höre ich, wie einige Frauen und Töchter ihre Ehemänner und Väter anschreien und fragen, wie es nun weitergehen solle. Besonders verzweifelte Frauen krallten sich an den Boden wie Muscheln an Felsen.

Sprecher:

Die Dorfbewohner müssen mit ansehen, wie ihre Häuser, wie ihr Hab und Gut und wie ihre heimatliche Natur in den Wasserwirbeln des Stausees verschwinden. Der locus amoenus, der Ort idealer Natur, der in Schönheit glänzt und Geborgenheit verspricht, hat sich in den „locus terribilis“, in einen Ort des Schreckens gewandelt.

Emily und ihre Familie beschließen, in die USA auszuwandern – nach Neuengland. Doch die neue Umgebung bleibt – zumindest für Emilys Eltern – Fremdland. Die alte Heimat, die Nähe zur Natur geht ihnen nicht aus dem Kopf.

Zitat-Sprecher / Streminger: „Die Fremde“, S. 140:

Obwohl mein Vater so viel Geld besaß wie nie zuvor, war er nicht glücklich. (...) Wie alle anderen im Dorf hatte mein Vater damals gleichsam erdnah gelebt und seine Tätigkeiten den Jahreszeiten angepasst. Aber jetzt fuhr er, in einem klimatisierten Traktor sitzend, stundenlang auf den Feldern geisttötend auf und ab.

Sprecher:

Anders als der alte Macleod werden seine Kinder zu echten und ehrenwerten Amerikanern. Sie besuchen die Universität und machen ihren „way of life“. Auch Emily arbeitet an einer Uni, doch sie avanciert zum Gedächtnis der Macleods, bewahrt den Verlust der Heimat und damit die Erinnerung an den „locus amoenus“. Und so avanciert sie damit zur „Fremden“. Als sie erfährt, dass der Staudamm in Schottland grundsaniert werden muss und deswegen alles Wasser abgelassen wird, fährt sie schnurstracks in die Highlands. Freilich, die Wassermassen haben das Dorf ihrer Kindheit zerstört, doch überall findet Emily Spuren der Vergangenheit. Zudem verliebt sie sich in einen Maler. Zurück in den USA verlässt sie ihren Mann, ihre Familie. Sie ist und will es bleiben: „Die Fremde“. Am Schluss ihres Lebens wird sie das Erlebte weitergeben und schreibt eben die zehn Briefe an ihre Enkelin Enya.

Gerhard Stremingers Roman lebt einerseits von den anschaulichen Bildern der schottischen Highlands, von der Erhabenheit der Natur. Dieser „locus amoenus“ ist allerdings auch der ideale Aufenthaltsort für Menschen, die in und mit der Natur arbeiten und sich am kargen Dasein erfreuen. Genau dadurch wirkt der Roman „Die Fremde“ zu stark polarisierend und ein wenig hölzern: Hier die gute Mutter Natur, dort der böse forschende Geist des Menschen, der mittels Technik Muttermord begeht. Zivilisation wird bei Streminger zu sehr als eine schreckliche Handlung vorgestellt – so als wäre sie per se der „locus terribilis“. Dazu kommt noch, dass der Autor an einigen Stellen seiner Abneigung gegen alles Religiöse Luft verschafft. Beim Lesen des Textes hat man manchmal das Gefühl, als ob die Religionsgemeinschaften Schuld am weltweiten Bau der Wasserkraftwerke hätten. Gerhard Stremingers Sprache ist sachlich, realistisch erzählend. Das schafft einen eigenen, spannenden Gegensatz zum oft dramatischen Inhalt. Ob dies allerdings eine bewusste literarische Strategie darstellt oder dem naturalistischen Weltbild des Autors geschuldet ist, bleibt offen. Doch trotz einiger ambivalenter Eindrücke beim Lesen bleibt Gerhard Stremingers Roman „Die Fremde“ eine spannende Lektüre, die zum Nachdenken anregt. - Wo ist – trotz aller Helligkeit, Bequemlichkeit und Schnelligkeit durch den technischen Fortschritt – der „locus amoenus“ hingekommen? Was bleibt ist eine Sehnsucht. Und wer sich nach diesem idealen Ort der Natur sehnt, erfährt sich als Fremder auf Erden.